

TRACI CHEE

# EIN MEER



AUS  
TINTE UND  
GOLD

CARLSEN

TRACI CHEE

# EIN MEER



AUS  
TINTE UND  
GOLD

CARLSEN

bittersweet-Newsletter  
Bittersüße Lesetipps kostenlos per E-Mail!  
[www.bittersweet.de](http://www.bittersweet.de)

Unsere Bücher gibt es überall im Buchhandel und auf [carlsen.de](http://carlsen.de)

Alle Rechte vorbehalten.

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Widergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Deutsche Erstausgabe

Alle deutschen Rechte bei Carlsen Verlag GmbH, Hamburg 2016

Originalcopyright © 2016 by Traci Chee

published in agreement with the author, c/o BAROR INTERNATIONAL, INC., Armonk, New York,

U.S.A. Originalverlag: G. P. Putman's Sons, an imprint of Penguin Random House LLC

Originaltitel: The Reader: Sea of Ink and Gold

Umschlaggestaltung: formlabor

Umschlagfotografien und Bilder im Innenteil: shutterstock.com © Inna Ogando / Subbotina  
Anna / Ella Hanochi / zayats-and-zayats; Arcangel © Joana Kruse; Fotolia © dule964 / schankz /

Deyan Georgiev / nito /siloto

Aus dem Englischen von Sylke Hachmeister

Lektorat: Rebecca Wiltsch

Herstellung: Gunta Lauck, Meike Hahn

Satz und E-Book-Umsetzung: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

ISBN: 978-3-646-92805-1

*Für Mom,  
die es immer gewusst hat.*

Hallo.

Wenn du diese Worte liest, dann weißt du vielleicht, dass du alles lesen musst. Und vielleicht weißt du auch, dass du ganz genau lesen musst. Denn zwischen den Zeilen liegt ein Zauber und ein Hauch Hexerei.

Und wenn du einmal weißt, wie man Zeichen im Rauch erkennt und die Geheimnisse des Meeres lüftet, dann begreifst du auch, was Lesen bedeutet. Dies ist ein Buch. Du bist der Leser. Sieh genau hin. Hier ist Magie am Werk.



## DAS BUCH

Es war einmal und es wird eines Tages sein. So fangen alle Geschichten an.

Es war einmal eine Welt namens Kelanna, eine wundervolle und schreckliche Welt aus Wasser, Schiffen und Magie. Die Menschen in Kelanna waren in vielerlei Hinsicht wie du – sie redeten und arbeiteten, liebten und starben –, doch in einem entscheidenden Punkt waren sie anders: Sie konnten nicht lesen. Sie hatten nie ein Alphabet entwickelt oder Rechtschreibregeln festgelegt, niemals Geschichten in Stein gemeißelt. Sie bewahrten die Geschichten mit ihren Stimmen und Körpern, wiederholten sie so oft, bis sie ein Teil ihrer selbst wurden – Legenden, so lebendig wie ihre Zungen und Lungen und Herzen.

Manche Geschichten wurden über Königreiche und Ozeane hinweg von Mund zu Mund weitergegeben, während andere für immer in Vergessenheit gerieten. Nicht alle Legenden waren beliebt. Viele wurden nur innerhalb einer Familie oder einer kleinen Gemeinschaft von Gläubigen flüsternd am Leben erhalten.

Eine dieser seltenen Geschichten handelte von einem geheimnisvollen Ding namens Buch, das den Schlüssel zu dem größten Zauber barg, den Kelanna je gekannt hatte. Manche sagten, es enthalte Zaubersprüche, mit denen man Salz in Gold und Männer in Ratten verwandeln könne. Andere behaupteten, mit viel Übung und ein wenig Mühe könne man lernen, das Wetter zu beherrschen ... oder sogar eine Armee zu erschaffen. In ihren Einzelheiten wichen die Berichte voneinander ab, doch in einem Punkt

stimmten alle überein: Nur wenige konnten von der Macht des Buchs Gebrauch machen. Manche sagten, es gebe einen Geheimbund, der sich genau darauf vorbereite, sich Generation um Generation plage, das Buch studiere, es kopiere und Wissen ernte wie Weizen, als könnte man allein von Worten und gefügigen Absätzen leben. Jahrelang horteten sie die Sätze und den Zauber und wurden dadurch mit jedem Tag stärker.

Doch mit Büchern verhält es sich eigenartig. Sie haben die Macht, uns einzufangen, zu verführen und im besten Fall sogar zu verändern. Doch letzten Endes sind Bücher – selbst die magischen – nur Gegenstände, die von Papier, Leim und Faden zusammengehalten werden. Diese grundlegende Wahrheit wurde von den Lesern vergessen: wie bedroht das Buch eigentlich war.

Durch Feuer.

Durch Nässe.

Durch den Lauf der Zeit.

Und durch Diebstahl.

## 1. KAPITEL

# EIN DIEBSTAHL UND SEINE FOLGEN

Rotröcke waren auf der Straße. Auf dem Kiesweg, der durch den dichten Dschungel führte, wimmelte es von Menschen, und die Soldaten aus Oxszini ritten hoch über dem Fußgängerstrom wie adelige Herren in einer Parade: die edlen roten Jacken makellos, blitzblank die schwarzen Stiefel. Die Schwerter und Gewehre an ihren Hüften funkelten im grauen Morgenlicht.

Alle rechtschaffenen Bürger wären über ihren Anblick erfreut gewesen.

»Das ist nicht gut«, knurrte Nin und verlagerte das Gewicht der vielen Felle in ihren Armen. »Gar nicht gut. Ich dachte, in einer so kleinen Stadt wie dieser könnten wir unbemerkt bleiben, aber da habe ich mich wohl getäuscht.«

Sefia kauerte neben ihr im Unterholz und beobachtete die Leute mit ihren Körben oder klappernden Wagen, die mit Säcken für die Babys ausgelegt waren. Eltern riefen mahnend ihre dreckverschmierten Kinder zurück, sobald sie sich zu weit entfernten. In ihren verschlissenen Kleidern hätten Sefia und Nin sich leicht unter das Volk mischen können, wären da nicht die Rotröcke gewesen.

»Kommen die unseretwegen her?«, fragte Sefia. »Ich hätte nicht gedacht, dass sich die Neuigkeit so schnell verbreitet.«

»So etwas spricht sich schnell herum, wenn man ein derart hübsches Gesicht hat wie ich, Mädchen.«

Sefia kicherte. Nin hätte ihre Großmutter sein können – sie war kräftig, hatte verfilzte Haare und eine Haut wie gegerbtes Leder. Schönheit war nicht das, was sie auszeichnete.

Nein, Nin war eine Meisterin des Verbrechens und hatte magische Hände. Äußerlich war nichts Besonderes an ihnen, aber sie konnte mit dem Hauch einer Berührung ein Armband von der Hand einer Frau gleiten lassen. Schlösser öffnete sie mit einer unmerklichen Bewegung ihrer Finger. Um Nin wirklich zu sehen, musste man ihren Händen bei der Arbeit zuschauen. Ansonsten erinnerte sie in ihrem Reisemantel aus Bärenfell eher an einen Lehmhügel: braun und trocken, als könnte sie in der feuchten Luft des Regenwaldes jederzeit zerbröckeln.

Seit sie aus ihrer Heimat Delienne geflohen waren, dem nördlichsten von Kelannas fünf Inselreichen, waren sie von einem Land zum anderen gezogen und hatten sich von dem ernährt, was die Wildnis hergab. Doch in den härtesten Wintern, wenn es nicht viel zu sammeln und noch weniger zu jagen gab, hatte Nin Sefia beigebracht Schlösser zu knacken, Leute zu beklaugen und sogar ganze Schinkenkeulen zu stehlen, ohne dass jemand etwas merkte.

Sechs Jahre lang waren sie nicht erwischt worden.

»Hier können wir nicht bleiben.« Seufzend hob Nin die Felle hoch.  
»Die hier müssen wir im nächsten Ort abladen.«

Sefia hatte ein schlechtes Gewissen. Schließlich war das alles ihre Schuld. Wäre sie vor zwei Wochen nicht so übermütig gewesen, wären sie nicht aufgefallen. Doch sie war dumm gewesen, sich ihrer Sache zu sicher. Sie hatte versucht ein Tuch zu stehlen – viridingrün mit goldenem Paisleymuster, viel feiner als ihr verblichenes rotes –, aber

der Händler hatte sie erwischt. In letzter Sekunde hatte Nin das Tuch in ihre eigene Tasche gesteckt und die Schuld auf sich genommen. Sie hatten die Stadt mit den Rotröcken auf den Fersen verlassen.

Das war knapp gewesen. Jemand hätte Nin erkennen können.

Und jetzt mussten sie Oxszini verlassen, das Waldkönigreich, das über ein Jahr lang ihr Zuhause gewesen war.

»Das könnte ich doch übernehmen«, sagte Sefia und half Nin auf.

Nin sah sie mürrisch an. »Zu gefährlich.«

Sefia zupfte am obersten Fell in Nins Armen. Die Hälfte der Tiere hatte sie erlegt und gehäutet. Es waren genug, um damit die Überfahrt von Oxszini zu bezahlen, falls sie es je in die Stadt schafften und sie verkaufen konnten. Sefia packte die Riemen ihres Rucksacks. Nin hatte all die Jahre dafür gesorgt, dass sie in Sicherheit waren. Jetzt war Sefia an der Reihe.

»Abwarten ist vielleicht noch gefährlicher«, sagte sie.

Nins Miene verfinsterte sich. Sie sprach nie darüber, wie sie Sefias Eltern genau kennengelernt hatte. Doch Sefia wusste, es hatte damit zu tun, dass ihre Eltern verfolgt worden waren. Sie hatten etwas besessen, was ihre Feinde haben wollten.

Und jetzt war es in Sefias Besitz.

Seit sechs Jahren trug sie alles, was sie hatte, auf dem Rücken: sämtliche Werkzeuge, die sie brauchte, um zu jagen, zu kochen und ein Lager aufzuschlagen. Und ganz unten, mittlerweile schon mit Löchern im Leder, das Einzige, was ihr von ihren Eltern geblieben war – ein schweres Andenken daran, dass sie einst am Leben gewesen und jetzt fort waren. Sie umklammerte die Riemen ihres Rucksacks noch fester.

Nin schaute über die Schulter in den dichten Dschungel. »Das gefällt mir nicht«, sagte sie. »Du bist noch nie allein in die Stadt gegangen.«

»Du kannst aber nicht mitkommen.«

»Wir können warten. Fünf Tagesreisen von hier ist ein Dorf. Kleiner. Nicht so gefährlich.«

»Gefährlich ist es doch nur für dich. Mich kennt niemand.« Sefia reckte das Kinn. »Ich gehe in die Stadt, verkaufe die Waren und bin gegen Mittag zurück. Wenn wir die Felle nicht mehr mit uns herumschleppen müssen, sind wir doppelt so schnell.«

Nin zögerte lange, ihr scharfer Blick huschte von den Schatten im Unterholz zu den roten Flecken, die auf dem Weg aufleuchteten. Schließlich schüttelte sie den Kopf. »Mach schnell«, sagte sie. »Nicht unnötig Zeit mit Feilschen vergeuden. Wir brauchen nur genug, um auf eine Fähre zu steigen, die uns aus Oxszini rausbringt. Wohin, spielt keine Rolle.«

Sefia grinste. Es kam nicht alle Tage vor, dass sie eine Auseinandersetzung mit Nin gewann. Sie nahm ihr den Stapel Pelze ab. »Keine Sorge«, sagte sie.

Mit gerunzelter Stirn zog Nin an dem roten Tuch, mit dem Sefia die Haare zurückgebunden hatte. »Sorge sichert uns das Überleben, Mädchen«, sagte sie.

»Mir passiert schon nichts.«

»Ach, dir passiert schon nichts? Sechzig Jahre bin ich auf der Welt, und mir ist noch nichts passiert. Wie kommt das wohl?«

Sefia verdrehte die Augen. »Weil du vorsichtig bist.«

Nin nickte und verschränkte die Arme. So war sie ganz die alte mürrische Nin. Sefia lächelte und gab ihr einen flüchtigen Kuss auf die Wange. »Danke, Tante Nin«, sagte sie. »Diesmal werde ich dich nicht enttäuschen.«

Nin verzog das Gesicht und wischte sich mit dem Handrücken über die Wange. »Ich weiß. Verkauf die Felle und komm auf schnellstem Weg zurück. Es braut sich ein Sturm zusammen und ich will weiter, bevor er losbricht.«

»Ja, Tante. Du kannst dich auf mich verlassen.« Als Sefia sich umdrehte, sah sie auf. Die Wolken zogen schnell über den Himmel. Nin wusste immer, wann der Regen kam. Sie sagte, das liege an der Kälte in ihren Knochen.

Schwankend ging Sefia davon, die Felle in ihren schlanken Armen. Sie war fast am Waldrand angelangt, als Nins schroffe Stimme noch einmal zu ihr drang. Ein warnender Unterton lag darin: »Und vergiss nicht, Mädchen. Da draußen gibt es Schlimmeres als die Rotröcke.«

Sefia blickte nicht zurück, als sie aus ihrer Deckung heraustrat und sich unter die Leute auf dem Weg mischte, aber bei Nins Worten schauderte sie unwillkürlich. Wegen Nins Diebstählen mussten sie sich vor der Obrigkeit verstecken, doch das war nicht der eigentliche Grund für ihr Nomadenleben.

Sefia wusste nicht viel darüber, doch im Lauf der Jahre hatte sie sich zusammengereimt, dass ihre Eltern auf der Flucht gewesen waren. Und dass sie alles Menschenmögliche getan hatten, um Sefia von einem namenlosen, gesichtslosen Feind fernzuhalten.

Es hatte nicht gereicht.

Und jetzt konnte sie sich nur schützen, indem sie ständig weiterzog und unerkant blieb. Wenn keiner wusste, wo sie war und was sie bei sich hatte, würde man sie auch nicht finden.

Sefia zog den Rucksack höher, das Gewicht stieß ihr ins Kreuz, und schon verschmolz sie mit der Menge.

Als sie am Stadtrand ankam, schmerzten ihre Arme. Sie wankte am Hafen vorbei, wo ein paar kleine Fischerboote und Handelsschiffe an den windschiefen Piers vertäut waren. Hinter der Bucht lagen die Marineschiffe von Oxszini vor Anker, blutrot und gewaltig, die Decks mit Kanonen gespickt.

Noch vor fünf Jahren hätte eine Handvoll Patrouillenboote ausgereicht. Doch jetzt befanden sie sich im Krieg mit Everika, dem kürzlich vereinten Steinkönigreich, und die Handels- und Reisebeschränkungen waren verschärft worden. Sefia und Nin konnten nicht mehr zu den umkämpften Ufern von Everika reisen. Sogar im Inneren Meer zwischen den beiden Königreichen waren die Gefechte in vollem Gang und blutrünstige Freibeuter trieben ihr Unwesen. Für die gewöhnlichen Bürger bedeuteten die Wachtschiffe vielleicht Schutz. Doch für Sefia, die nie gewöhnlich gewesen war, glichen sie Gefängniswärtern, die sie an der Flucht hinderten.

Am Rand des Marktplatzes blieb sie stehen und verschaffte sich einen Überblick. Sie hielt nach Gassen Ausschau, durch die sie notfalls schnell verschwinden könnte. Um den Marktplatz herum waren Läden, die man leicht an den Wappen über der Tür erkennen konnte: ein Hackebeil und ein Schwein für den Metzger, ein Amboss für den Schmied, zwei gekreuzte Holzschaukeln für den Bäcker. Doch die meisten zog es zu den überdachten Ständen in der Mitte des Platzes. An Markttagen kamen fahrende Händler und Bauern aus dem Umkreis herbei und verkauften alles von Stoffballen über parfümierte Seifen bis zu Bindfadenrollen.

Sefia zwängte sich zwischen Verkäufern hindurch, die Mangos und Passionsfrüchte feilboten, Kaffeesäcke und silberne Fische. In der Menge der Marktbesucher erspähte sie Armbänder, die nur lose verschlossen

waren, und prall mit Münzen gefüllte Jackentaschen. Doch jetzt war keine Zeit zum Stehlen.

Sie kam am Nachrichtenstand vorbei. Ein Mitglied der Nachrichtengilde, eine Frau mit Schildmütze und braunen Armbinden, begrüßte sie mit den neuesten Meldungen über die Unruhen: »Wieder ein Handelsschiff vor der likkarinischen Küste an Serakeen verloren! Königin verordnet zusätzlichen Geleitschutz der Marine für Botschafter auf dem Weg nach Likkaro!«In der Sammeldose zu ihren Füßen machten die Kupfermünzen *plink! plink!*

Sefia lief es eiskalt den Rücken hinunter. Während sich im Süden Everika und Oxszini bekriegten, hatte das glutheiße Wüstenkönigreich Likkaro seine eigenen Probleme: Serakeen, die Plage des Ostens, und seine Flotte brutaler Piraten. Serakeen hielt das Meer rund um die arme Insel in Schrecken. Er plünderte Küstenstädte und erpresste andere, griff Händler und Versorgungsschiffe an, die einem Königreich zu Hilfe kamen – einem Königreich, das seit Generationen von keinem König mehr regiert wurde. Als Sefia mit Nin vor über einem Jahr Likkaro verlassen hatte, waren sie nur mit knapper Not einem von Serakeens Kriegsschiffen entkommen. Sie erinnerte sich noch gut an die Feuerstöße aus den Kanonen, die Wasserexplosionen zu beiden Seiten des Schiffs.

Während sie sich auf dem Weg zur Fellhändlerin durch ein Gewühl aus Arbeitshemden und alten Hosen, langen Baumwollkleidern und spitzen Rockschoßen kämpfte, stach ihr blitzartig etwas Goldenes ins Auge: ein Lichtschein, der sich unter den Stiefelabsätzen der Menschenmenge kräuselte, nicht größer als eine Pfütze. Sefia lächelte. Wenn sie zu genau hinsah, würde der goldene Schimmer verschwinden, also begnügte sie sich mit dem Wissen, dass er da war.

Ihre Mutter hatte ihr immer gesagt, die Welt berge eine versteckte Energie, ein *Licht*, das direkt unter der Oberfläche brodelte. Es war immer da und tanzte unsichtbar um sie herum, und hin und wieder quoll es heraus wie Wasser aus einem Riss in der Erde – ein goldenes Leuchten, sichtbar nur für jene, die besonders empfänglich dafür waren.

Wie ihre Mutter. Ihre schöne Mutter, deren kupferfarbene Haut sich im Sommer bronzen färbte. Von ihr hatte Sefia die schlanke Gestalt geerbt, die außergewöhnliche Anmut, und den Sinn dafür, dass es auf der Welt auch Dinge geben musste, die man nicht fassen konnte.

Als Sefia Nin einmal darauf angesprochen hatte, war ihre Tante still und misshütig geworden. Einen ganzen Tag lang hatte sie ihr jegliche Antwort und sogar oberflächliche Unterhaltung verweigert.

Danach hatte Sefia es nie wieder erwähnt, doch das änderte nichts daran, dass sie es sah.

Als die kleine Lichtpfütze wieder verebbte, stellte sich ihr ein Mann in den Weg: widerspenstige schwarze, grau melierte Haare, ein Buckel, der durch einen übergroßen Pullover noch betont wurde. Sie schaute noch einmal hin.

Doch er war es nicht. Die Kopfform stimmte nicht. Die Größe auch nicht. Er hatte weder ihre geraden Brauen noch ihre tropfenförmigen Augen, dunkel wie Onyx. Alles war falsch. Nie im Leben war er es.

Ihr Vater war seit sechs Jahren tot, ihre Mutter seit zehn Jahren, doch das änderte nichts daran, dass sie die beiden in völlig fremden Menschen sah. Es änderte nichts daran, dass sich ihr Herz schmerzlich zusammenzog, wenn sie sich wieder einmal ihres Verlusts bewusst wurde.

Sie schüttelte den Kopf und blinzelte schnell, als sie zum Stand der Fellhändlerin kam. Dort wühlte gerade eine gehetzt wirkende Frau mit

einer Hand in den Chinchilla-Pelzen, während sie mit der anderen ihren Sohn festhielt. Der kleine Junge weinte, sie packte ihn so fest, dass ihre Finger sich in seine rosige Haut gruben.

»Ich hab dir doch gesagt, du sollst in meiner Nähe bleiben! Sonst schnappen dich die Impressoren!« Sie schüttelte ihn so fest am Arm, dass sein ganzer Körper schwankte.

Die Fellhändlerin, eine unscheinbare Frau mit spindeldürren Armen, beugte sich über den Stand und griff nach einem Stapel Fuchsfellen. »Diese Woche soll ja schon wieder ein Junge verschwunden sein, ein Stück die Küste runter«, flüsterte sie und schaute schnell zur Seite, um sicherzugehen, dass niemand lauschte. Sefia, die einigermaßen von den Fellen auf ihren Armen verdeckt war, tat so, als interessiere sie sich brennend für die Gewürztütchen am Nachbarstand. Auf jedem Tütchen war eine Zeichnung von den getrockneten Kräutern darin: Kreuzkümmel, Koriander, Fenchel, Kurkuma ...

»Hörst du?« Die Stimme der Mutter wurde schrill. »Das hier ist Impressoren-Gebiet!«

Sefias Puls ging schneller. *Impressoren*. Schon das Wort klang unheilvoll. In den letzten Jahren hatten Nin und sie immer mal wieder etwas über sie gehört. Angeblich verschwanden in ganz Kelanna Jungen, zu viele, als dass es allesamt Ausreißer hätten sein können. Es ging das Gerücht, dass Jungen zu Killern ausgebildet würden. Es hieß, man könne sie an dem Brandmal erkennen, das wie ein Band um ihren Hals verlief. Das war das Erste, was die Impressoren mit ihnen machten – sie brandmarkten die Jungen mit einer glühenden Zange und verpassten ihnen dieses Zeichen.

Beim Gedanken an die Impressoren zog Sefia die Schultern hoch. Ihr wurde auf einmal bewusst, wie schutzlos sie in dieser Menschenmenge

war, unter all den fremden Flüsterern. Sie schaute sich kurz um und sah etwas Rotes und Goldenes aufleuchten. Rotröcke. Sie kamen in ihre Richtung.

Kaum war die Frau mit dem kleinen Jungen weg, warf Sefia Nins Felle auf den Tresen. Während die Fellhändlerin sie der Reihe nach betrachtete, trat Sefia nervös auf der Stelle und ließ den Blick durch die wirbelnde Menge schweifen. Immer wieder fasste sie nach hinten, um sich zu vergewissern, dass das geheimnisvolle viereckige Ding noch in ihrem Rucksack war.

Plötzlich tippte ihr jemand auf die Schulter. Sefia erschrak und drehte sich um.

Zwei Rotröcke standen hinter ihr.

»Hast du diese Frau gesehen?«, fragte der eine.

Der andere hielt ein vergilbtes Blatt Papier hoch, das sich an den Rändern wellte. Eine verblichene Skizze. Die Gesichtszüge der Gesuchten waren undeutlich und verwischt, aber die hängenden Schultern und der verfilzte Bärenfellmantel waren unverkennbar.

Es war ein Gefühl, als hätte jemand sie in dunkles Wasser gestoßen. »Nein«, sagte sie schwach. »Wer ist das?«

Der erste Rotrock zuckte die Achseln und ging zum Gewürzstand. »Haben Sie diese Frau gesehen?«

Der andere Rotrock grinste einfältig. »Du kannst sie gar nicht mehr kennen, du bist zu jung. Vor dreißig Jahren war sie die berüchtigtste Diebin der fünf Inseln. Man nannte sie die Schlosserin. Ein paar Orte weiter meinte jemand, sie sei gesehen worden. Aber wahrscheinlich ist sie schon lange tot. Mach dir keine Sorgen.«

Sefia schluckte und nickte. Sie kannte das Gesicht. Die Rotröcke verschwanden wieder in der Menge.

Die Schlosserin.

Nins alter Spitzname.

Beim ersten Preis, den die Fellhändlerin ihr nannte, schlug sie ein und steckte die Goldmünzen in die Geldbörse zu dem Rutilquarz und den letzten paar Rubinen von einer Kette, die sie in Likkaro gestohlen hatte. Ob das reichte? Es musste reichen.

Sie packte die Geldbörse wieder weg, strich noch einmal über ihren Rucksack und stürzte sich dann in die Menge. Sie hatte es so eilig, die Stadt wieder zu verlassen, dass sie die anderen Marktbesucher mit den Ellbogen beiseitedrängelte.

Kaum hatte sie den Dschungel erreicht, rannte sie los, stürmte durch das Gestrüpp, blieb an Zweigen hängen, war zu langsam und ungeschickt durch das Gewicht auf ihrem Rücken.

Stammte das Knacken im Laub von ihren eigenen Schritten oder war ihr jemand auf den Fersen?

Sie riskierte einen Blick über die Schulter, machte sich schon auf das Knirschen von Leder gefasst, auf das Tappen von Schritten.

Sie rannte schneller, der harte kantige Gegenstand schlug ihr schmerzhaft ins Kreuz. Der Wald um sie herum wurde heiß und feucht.

*So etwas spricht sich schnell herum.* Sie musste zu Nin. Wenn die Rotröcke wussten, dass Nin in Oxszini war, dann wussten es womöglich noch andere.

Das Lager war nur noch zwanzig Meter entfernt, als es plötzlich, ohne Vorwarnung, ganz still wurde. Die Vögel hörten auf zu singen. Die Moskitos hörten auf zu summen. Sogar der Wind hörte auf zu wispern. Sefia erstarrte, alle Sinne geschärft, ihr Atem so laut wie eine Säge im reglosen Unterholz. Sie bekam eine Gänsehaut.

Dann war da dieser Geruch. Nicht der faulige Geruch von Abwasser, sondern ein sauberer Geruch, wie Kupfer. Ein Geruch, den sie schmecken konnte. Der ihre Fingerspitzen zum Kribbeln brachte.

Ein Geruch, den sie kannte.

Durch die Bäume hindurch hörte sie Nins Stimme, leise und wachsam, dieselbe Stimme, mit der sie sprach, wenn sie einem großen Wild entgegentrat, Klauen und Zähne bereit zum Angriff. »Habt ihr mich also endlich gefunden.«

DIES IST

## 2. KAPITEL

# SCHLIMMER ALS DIE ROTRÖCKE

Sefia duckte sich in den Farn. Sie zitterte so heftig, dass die Blätter bebten. Der Gestank nach verbrannter Erde und Kupfer ging ihr durch Mark und Bein.

Sie hörte ein Lachen, es klang wie zerriebenes Glas. »Als wir erfuhren, dass ein paar Rotröcke dich im Urwald von Oxszini fast erwischte hätten, konnte ich es kaum glauben. Aber hier bist du nun.«

Wir. Sefia krallte die Finger in die Erde. Sie hatte Recht gehabt. Jemand – eine Gruppe von Jemanden – hatte sie tatsächlich gesucht. Und gefunden.

Und sie war schuld.

Sie zog sich mit den Ellbogen über die Erde. Spinnweben verfangen sich in ihrem Haar. Dornen stachen ihr in die Haut. Sie biss die Zähne zusammen und kroch weiter, Stückchen für Stückchen auf das Lager zu.

»Meine ganze Lehrzeit hindurch habe ich nach dir gesucht. Ich war mir nicht mal sicher, ob du wirklich so schwer zu kriegen bist, wie alle sagten ...«

»Komm mal zur Sache, ja?«, unterbrach Nin die Stimme.

Ein kleiner gedämpfter Schlag ließ Sefia zusammenfahren. Mit weit aufgerissenen Augen lag sie im Gebüsch. Doch durch die breiten Blätter konnte sie nichts sehen.

»... oder ob du tot bist.«

Nach einer Weile grunzte Nin: »Immer noch gesund und munter.«

»Bis jetzt.«

*Nein.* Sefia kroch weiter durch das Gebüsch. Nicht schon wieder.

Ohne auf die Dornen einer verwucherten Rattanpalme zu achten, lehnte sie sich an einen morschen Baumstamm, der mit Moos und Bromelien bewachsen war. Zweige verfangen sich in ihrer Kleidung, doch durch die stacheligen Blätter und toten Ranken hindurch konnte sie einigermaßen erkennen, was auf der Lichtung passierte.

Nin kniete auf dem Boden und fasste sich vorsichtig an den Kopf. Blut rann an ihrer Hand herunter und tropfte ihr vom Handgelenk.

Eine Frau mit Kapuze stand vor ihr. Sie war ganz in Schwarz gekleidet und sah aus wie ein Schatten, der aus dem Dickicht hervorgetreten war, dunkel und grausam. Ihre rechte Hand ruhte am Griff eines gebogenen Schwerts.

An der Blätterwand vorbei konnte Sefia zwei Pferde ausmachen, die an den Bäumen festgebunden waren. Zwei Pferde. Es musste also noch jemand auf der Lichtung sein.

»Durchsuch sie«, sagte ein Mann mit einer Stimme so trocken und brüchig wie Knochen.

Sefia schauderte.

Die Frau in Schwarz kniete sich vor Nins Rucksack und kippte den Inhalt aus. Nins sämtliche Besitztümer fielen mit lautem Geklapper auf den Waldboden: die Töpfe und Messer, das Zelt und das Beil, das zusammenklappbare Fernrohr aus Messing. Sefia zuckte zusammen. Rattanstacheln streiften ihre Wange.

Sie blutete, doch sie merkte es kaum. Die Angst lief ihr eiskalt über den Rücken. Jetzt konnte sie die Frau sehen. Der Feind hatte ein Gesicht:

hässliche Spülwasseraugen, die Haut wie eine Kraterlandschaft, ein paar schlaffe Haarsträhnen um die Wangen.

Hatte diese Frau auch Sefias Vater umgebracht?

»Es ist nicht hier«, sagte Nin.

Es. Instinktiv fasste Sefia an den Rucksack. Durch das Leder drückten sich die harten Metallecken des seltsamen Gegenstands in ihre Handfläche. Sie wollten es also wirklich haben.

Die Frau durchwühlte Nins Sachen, warf die geflickten Hemden und handgeschnitzten Utensilien so nachlässig beiseite, dass es Sefia wehtat.

Schließlich richtete die Frau sich auf. Der metallische Gestank wurde noch schlimmer, bis die Luft davon schwirrte.

Die Frau stürzte sich auf Nin. »Wo ist es?«

Nin sah sie wütend an, beugte sich vor und spuckte auf die Erde.

Die Frau schlug ihr mit dem Handrücken ins Gesicht. Sefia musste sich auf die Zunge beißen, um nicht laut zu weinen. Nins Lippe platzte auf. Blut sammelte sich zwischen ihren Zähnen.

Nin reckte das Kinn vor und spuckte noch einmal auf den Boden. »Da braucht es schon mehr, um mich zum Reden zu bringen.«

Die Frau in Schwarz lachte bellend. »Du wirst reden. Wenn wir mit dir fertig sind, wirst du singen. Du hast doch gesehen, was wir mit ihm gemacht haben, oder?«

Ihr Vater. Sefia kämpfte gegen die Erinnerung an. Abgetrennte Gliedmaßen. Verunstaltete Hände. All das, was kein Kind sehen sollte. Was niemand jemals sehen sollte. Nin hatte den Leichnam nicht gesehen. Sie hatte Sefia im Wald versteckt, nachdem die schluchzend und verdreht an Nins Tür aufgetaucht war.

Aber Sefia hatte ihn gesehen.

Sie wusste, wozu sie im Stande waren.

Nin sagte nichts.

Der Mann sprach wieder, seine Worte waren wie Eis: »Los, wir verschwinden. Es ist nicht hier.«

»Hab ich euch doch schon gesagt«, grummelte Nin. »Für jemanden, der so mächtig sein soll, seid ihr nicht besonders helle, was? Kein Wunder, dass ihr so lange gebraucht habt, um mich zu finden.«

»Meinst du, das spielt eine Rolle? Meinst du, das kann uns aufhalten?« Wieder schlug die Frau auf sie ein. »Wir sind das Rad, das den Himmel in Bewegung setzt. Wir werden niemals aufgeben.«

Die Frau schlug Nin mit der Faust auf die welke Haut.

Sefia zuckte zusammen. Ein Zweig knackte unter ihr. Sie hielt die Luft an.

Die Frau schlug unbeirrt weiter zu, doch Nin erstarrte. Ganz kurz traf ihr Blick Sefias, eine stumme Warnung, sich nicht vom Fleck zu rühren. Sich ruhig zu verhalten.

Beim nächsten Schlag sank Nin in sich zusammen. Das Gesicht im Dreck, der Körper geschwollen und verwundet.

*Halt sie auf*, sagte Sefia zu sich selbst. Sie könnte hingehen und ihnen den Rucksack geben. Ihnen geben, was sie haben wollten.

Doch die Angst lähmte sie.

Ein Leichnam ohne Gliedmaßen. Der widerliche Metallgeruch.

Sie hatte gesehen, was mit ihrem Vater passiert war.

Rechts von ihr bewegte sich etwas. Schritte im toten Laub. Sefia wurde kalt. Der Mann kam auf sie zu, wie ein Raubtier durchkämmte er das Unterholz. Sie konnte ihn immer noch nicht sehen, aber die Spitzen der Farne neigten sich dort, wo er entlangging, und ließen die anderen Gräser erzittern. Er kam näher.

Der Metallgeruch brannte ihr in der Nase.

»Warte mal«, keuchte Nin.

Der Mann blieb stehen.

Die Frau in Schwarz hielt inne.

Langsam rappelte Nin sich auf. Blut und Spucke rannen ihr vom Kinn. Sie wischte sie weg und sah die Frau mit zusammengekniffenen Augen an. »Wenn du mir wirklich etwas anhaben willst, musst du mich schon auf der guten Seite erwischen«, sagte sie und tippte auf die andere Wange.

Die Frau in Schwarz packte Nins Hand und drehte sie herum.

Nin brach zusammen.

Ihr Handgelenk knackte.

Beinahe wäre Sefia aus ihrem Versteck herausgesprungen, doch Nin schaute sie wieder an. *Bleib, wo du bist. Sei still.*

»Das reicht«, sagte der Mann.

Die Frau in Schwarz sah wütend in seine Richtung, doch sie packte Nin am Mantelkragen und zog sie hoch. Die Pferde am Rand der Lichtung stampften mit den Hufen und bliesen leise durch die Nüstern.

*Jetzt, dachte Sefia. Ehe es zu spät ist.*

Aber sie konnte sich nicht rühren. Es ging einfach nicht.

Sie fesselten Nin die Hände und stiegen auf die Pferde. Nin schnaubte leicht, als sie gezwungen wurde, es ihnen gleichzutun. Obwohl Dornen sie in Hände und Arme stachen, schob Sefia die stacheligen Blätter beiseite. So konnte sie Nin sehen, wie sie mit geschwollenen Augen zu ihr herschaute.

Nin.

Die Einzige, die von ihrer Familie noch übrig war.

Dann waren sie weg. Sie verschwanden zwischen den Zweigen, die sich hinter ihnen schlossen, als wären sie nie da gewesen.

Während das Trappeln der Pferde verklang, löste sich der Kupfergeruch auf wie Nebel. Zurück blieb der altbekannte Metallgeschmack in Sefias Kehle.

Ihr Atem ging keuchend. Sie zog sich über den Baumstamm und taumelte auf die Lichtung. Dort sank sie inmitten von Nins Sachen zu Boden. Ein Schluchzen brach aus ihr heraus und erfasste ihren ganzen Körper.

Sechs Jahre auf der Flucht vor diesen Leuten. Ein Leben im Verborgenen. Und jetzt hatten sie sie doch gefunden.

Sefia sammelte Nins Sachen ein – ein übergroßes Hemd, das Fernrohr, die Sammlung von Dietrichen –, als könnte sie sich jetzt, da Nin fort war, an diesen Dingen festhalten.

Aber natürlich konnte sie das nicht.

Sie öffnete das Lederetui mit den Dietrichen, fuhr mit den Fingern über die Metallspitzen von Nins wichtigstem Werkzeug. Tränen verschleierten ihr den Blick.

Ihre Mutter und ihr Vater waren tot. Und jetzt hatten sie ihr auch Nin genommen. Um sie zu schlagen und zu foltern und wer weiß was noch.

*Nein.* Sefia knetete das Leder in den Händen. *Noch nicht.*

Ihr kamen die Worte der Frau wieder in den Sinn, sie schnitten sich wie Glasscherben in ihre Gedanken: *Wir werden niemals aufgeben.*

Nicht ehe sie alles zerstört hatten, was sie je geliebt hatte.

Nicht ehe sie alles verwüstet hatten, was ihnen im Weg stand.

Sefias Hände brannten, als müsste alles, was sie berührte, in Flammen aufgehen.

Sie würden nicht aufgeben? Sefia aber ebenso wenig.

Sie steckte die Dietriche ein, stopfte ein Bündel mit Nins Sachen in ihren Rucksack und schulterte ihn. Mit schmalen Augen verfolgte sie die

Spur der Hufabdrücke in der weichen Erde und machte sich auf in den Dschungel.

Sie waren schneller, aber Sefia war unermüdlich. Sie folgte den Spuren meilenweit durch den Regenwald, über umgestürzte Baumstämme und durch Bäche, verwachsenes Dornendickicht und abgestandene Pfützen voller summender Moskitos. Genau wie Nin es vorhergesagt hatte, entluden sich am Nachmittag Wassermassen über den Regenwald, es tropfte vom Laubdach, bis alles durchnässt war. Grimmig zog Sefia ihren Regenumhang über sich und den Rucksack und blinzelte in den Regen.

Je länger sie sich durch den strömenden Regen schleppte, desto schwieriger wurde es, den Spuren der Pferde zu folgen. Aber ihre Feinde gaben nicht auf, also würde sie auch nicht aufgeben. Sie lief immer weiter und suchte im verblassenden Licht nach halbmondförmigen Pfützen und zerbrochenen Zweigen.

Es regnete immer weiter, aber sie gab nicht auf.

Es wurde immer dunkler, aber sie gab nicht auf.

Bis sie am Rand eines tosendes Bachs, der vom Regen angeschwollen war, ausrutschte. Sie rutschte das matschige Ufer hinab, suchte Halt an losen Wurzeln, die ihr aus den Händen glitten, und landete im Wasser. Wieder und wieder überschlug sie sich in der dunklen Kälte. Immer wieder zwang die Strömung sie unter Wasser, doch jedes Mal kam sie wieder hoch, schnappte nach Luft, schlug mit Armen und Beinen nach den Stromschnellen und versuchte ans Ufer zu gelangen.

Mit eisernem Willen und letzter Kraft schaffte sie es ans andere Ufer. Zitternd und schwankend zog sie sich aus dem Bach. Der Regen prasselte ihr aufs Gesicht, während sie keuchend im Dunkeln lag. Wie

weit war sie gekommen? Sie musste jetzt viele Meilen stromabwärts sein.

Sie rappelte sich auf und biss die Zähne zusammen, als ein Schmerz ihren Knöchel durchzuckte. Also kniete sie sich wieder hin und fuhr mit tauben Fingern über das geschwollene Gelenk. Es war nicht gebrochen. Immerhin. Sie strich über den Rucksack und vergewisserte sich, dass der Inhalt unversehrt war, dann humpelte sie weg vom Wasser, um das kleine Zelt aufzubauen.

Der Regen ließ nicht nach. Er schlug auf das Zelt, als sie den Rucksack hineinschleppte und ihn auf Nins Seite ablegte – auch wenn sie sich nicht einreden konnte, das durchweichte Bündel wäre ihre Tante. Sefias zahlreiche Schnitte und Prellungen schmerzten, als sie sich aus ihren nassen Sachen schälte und unter die Decke krabbelte. Sie schlang die Hände um die Knie und rollte sich zu einer Kugel zusammen.

Mit tränenlosen Augen starrte sie in die Dunkelheit.

»Nin«, flüsterte sie.

EIN

### 3. KAPITEL

## DAS HAUS AUF DEM HÜGEL ÜBER DEM MEER

Jeden Morgen wurde das Haus auf dem Hügel für einige Stunden zu einer runden Insel, die vom Dorf unten abgeschnitten war und im kalten Nebel schwebte. Dort gab es nichts als Vögel, Luft und einen endlosen, unwirklich weißen Ozean.

Stunden bevor er ermordet wurde, stieg Sefias Vater mit ihr den nebligen Hügel hinab und brachte sie zur Werkstatt der Schmiedin. So machte er es jeden Morgen seit vier Jahren – seit ihre Mutter gestorben war. Hand in Hand liefen sie über die Wiese, und ihr Vater wandte den Kopf wie ein Hirsch, der über seine kleine Herde wacht. Zum Abschied tippte er ihr immer einmal leicht ans Kinn. Dann ging er zurück zum Haus auf dem Hügel, hütete die Tiere, reparierte die Zäune oder beobachtete den Ozean durch das Teleskop.

Sefia liebte die Werkstatt. Genau genommen war es keine richtige Werkstatt, nur der hintere Raum im Haus der Schmiedin, mit Lehmfußboden und geschwärzten Wänden, an denen Haken, Zangen und Hunderte von Schlössern und Schlüsseln hingen.

Manchmal fuhr sie mit den Fingern über die Schlüssel, so dass sie klimperten und klirrten, bis eine schrille Melodie aus Metallgeräuschen den kleinen Raum erfüllte. Manchmal, so wie heute, sah sie auch nur den starken Händen der Schmiedin bei der Arbeit zu.

»Tante Nin«, sagte sie und tippte der Tante auf die Schulter. »Bringst du mir das bei?«

»Was«, sagte Nin mit ihrer Reibeisenstimme.

Sefia legte die Hände auf den hohen Tresen. »Schlösser knacken.«

»Ich knacke kein Schloss, ich repariere es.«

»Aber machst du's?«

»Ob ich was mache.«

»Es mir *beibringen*.« Quengeln beherrschte sie mit ihren neun Jahren perfekt.

Nin sah nicht von ihrer Arbeit auf. »Wenn du größer bist.«

Sefia lachte. Nins schroffe Art machte ihr nichts aus, sie kannte sie schon ihr Leben lang. Als ihre Eltern das Haus auf dem Hügel gebaut hatten, war Nin ihnen eine große Hilfe gewesen. Sie hatte alle Türen und Fenster mit Schlössern versehen, und auf Bitten der Eltern hin hatte sie noch drei zusätzliche Geheimtüren eingebaut.

Die erste Tür war in der Mauer neben der Feuerstelle versteckt. Sie ließ sich mit dem Schürhaken öffnen, und dahinter verbarg sich eine Geheimtreppe, die zu Sefias Zimmer im Keller führte. Es war ein kleiner Raum für ihr Bett und ihre Sachen. Sefia durfte nichts davon im Haus herumliegen lassen, obwohl ohnehin niemand zu Besuch kam, der etwas hätte bemerken können. Wenn man zum Fenster hereinschaute, sah es so aus, als hätte das Haus auf dem Hügel nur zwei Bewohner.

Jetzt sah es so aus, als ob nur ein Witwer darin wohne.

Sie blieben so weit wie möglich für sich, zogen Gemüse, hielten Hühner, Schweine und Ziegen und sogar ein paar Schafe. Nur wenn es nötig war, gingen sie den Hügel ins Dorf hinab.

Eine einzige Person durfte außer der kleinen Familie das Haus betreten, und das war Nin.

Sefia vermutete schon lange, dass in ihrer Familie irgendetwas anders war. Die Geheimnistuerei, das zurückgezogene Leben – jemand war hinter ihren Eltern her. Sie wusste nicht, warum, aber sie stellte sich eine düstere Gestalt mit roten Augen und spitzen Zähnen vor, einen schrecklichen Bösewicht, der mit Eisenhunden direkt aus ihren Albträumen stieg und sie jagte.

Manchmal sah sie ihre Eltern als Helden. Als Hüter irgendwelcher Geheimnisse. Ihre Mutter stolz und zierlich, das schwarze Haar tief im Nacken zu einem Knoten gebunden, auf der Brust ein silberner Stern wie bei einem Sheriff. Ihr Vater mit einem Haarschopf, der an eine Schuhbürste starr vor Schuhcreme erinnerte, die Ärmel bis zu den Ellbogen hochgekrempelt, die leuchtend weiße Narbe an der Schläfe.

Manchmal, wenn sie schreiend in ihrem Kellerzimmer aufwachte, war sie sich ganz sicher, dass jemand in ihr Haus eindrang, um sie zu holen.

»Wenn du's mir bringst, kann ich dann jedes Schloss auf der Welt knacken?«, fragte Sefia.

»Nur wenn du sehr gut bist.«

»Bist du sehr gut?«

Nin sah nicht auf. »Frag nicht so dumm«, sagte sie.

Sefia kniff die Augen zusammen. »Das dachte ich mir. Papa hat gesagt, so haben er und Mama dich kennengelernt. Weil du die Beste warst.«

»Soso, das hat er gesagt.«

»Ja. Er hat gesagt, du hast ihnen geholfen. Er sagt, ohne dich wäre er nicht mehr hier.«

»Tja ... Ich wäre ohne die beiden auch nicht mehr hier.«

Sefia nickte. Ihre Eltern mussten einst in Gefangenschaft gewesen sein, in Eisenkäfigen über lodernden Feuern, während ihre Feinde um sie herum quasselten und plapperten. Bestimmt hatte Nin sie mit ihrem